

Mediation in Landrechte-Verfahren der australischen Ureinwohner

Reflektionen über Ethik, Prinzipien und Wirkung der interkulturellen Mediation*

von Joanna Kalowski

Als ich zum Mitglied des Tribunals für Landrechte der Ureinwohner ernannt wurde, war das Tribunal gerade 2 Jahre alt – ins Leben gerufen, nachdem der High Court im Fall Mabo entschieden hatte, dass die Besiedelung Australiens durch weiße Einwanderer die Land- und Wasserrechte der Ureinwohner nicht beseitigt hatte. Aufgabe des Tribunals war und ist es, Ansprüche von Aboriginal-Gemeinschaften auf das Land ihrer Vorfahren zu mediieren. Voraussetzung ist, dass die Anspruchsteller eine kontinuierliche kulturelle Verbindung mit diesem Land beweisen und dass der Anspruch auf das Land nicht durch bestimmte Pachtverträge, Bescheinigungen oder bestimmte Grundbesitztitel untergegangen ist. Das ist ein hoher Anspruch, berücksichtigt man die gezielte De-Tribalisierungspolitik seit der Zeit der weißen Besiedelung im späten 18. Jahrhundert, die ganze Stämme und Clans von ihrem Land vertrieben hat, die Kinder, insbesondere halbblütige Kinder, von ihren Eltern weggeholt und in staatliche Institutionen verschleppt hat, und die die Sprachen und kulturellen Gebräuche der Ureinwohner brutal unterdrückt hat. Bis 1967 hatten Ureinwohner keine Staatsbürgerrechte im eigenen Land, und sie bleiben auch heute die am meisten marginalisierte Bevölkerungsgruppe in Australien, mit einer hohen Rate von Krankheiten, Kindersterblichkeit und ei-

ner Lebenserwartung, die 20 Jahre unter der weißer Australier liegt.

Australier sind bis vor kurzem mit der Fiktion von „Terra Nullius“ aufgewachsen, dass nämlich das Land vor der weißen Besiedelung niemandem gehört habe. Die Vorstellung, dass Ureinwohnergruppen kein organisiertes System von Landbesitz gekannt hätten, wurde als feststehende Tatsache angesehen und benutzt, um zahllose Akte von Ausbeutung und Brutalität zu rechtfertigen – ohne Rücksicht auf die Aktionen derjenigen mutigen frühen Kolonisten, die sich die Mühe gemacht hatten, freundliche Beziehungen zu den Ureinwohnern herzustellen, und die wussten, dass dem nicht so war. In vielen Teilen Australiens galten die Aborigines bis 1967 als lebenslange Mündel des Staates – ohne das Recht zu reisen, zu heiraten oder Arbeit aufzunehmen, wenn nicht Bürokraten und Missionsverwalter es ihnen erlaubten. Was auch immer die Absichten der ursprünglichen Komitees zum Schutze der Ureinwohner waren, die Auswirkung dieser repressiven Regeln auf die Gemeinschaften der Ureinwohner war verheerend, und ihre psychologischen und sozialen Effekte sind heute noch spürbar.

Man konnte so wie ich im Sydney der 50er Jahre aufwachsen, ohne jemals einen Ureinwohner zu treffen. Man konnte in Schulbüchern über Aborigines lesen – aber immer in der Vergangenheitsform,

als ob sie aufgehört hätten zu existieren. Manche Hochschullehrer und Anthropologen beharren darauf, dass dies auch Sinn der Regelungen gewesen sei, die die Ureinwohner betrafen. Eine besonders abstoßende Regelung richtete sich auf das Erleichtern des Aussterbens („Soothe the Dying Pillow“), so überzeugt waren ihre Macher davon, dass die Ureinwohner von selbst aussterben würden, wenn man sie in Ruhe ließe. Unter diesen Umständen erscheint es wie ein Wunder, dass einige Sprachen und Gemeinschaften am Leben, wenn auch nicht intakt blieben, und dass Geschichten und Gesetze vom Vater an den Sohn und von der Mutter an die Tochter weitergegeben werden konnten. Aber „Beweisen“ ist noch eine ganz andere Frage.

Landrechte verlangen genealogische Beweise, und Beweise kontinuierlicher Beziehung zum Land mittels Recht und Üblichkeit. Solche Beweismittel werden von der Krone als vertraulich behandelt, weil sie oft sakraler Natur sind und Außenseitern nicht offen gelegt werden dürfen. Sie werden Historikern und Anthropologen vorgelegt, die ihre Bedeutung und Richtigkeit anhand von vorhandenen Aufzeichnungen und Akten überprüfen und die der Krone gegenüber Empfehlungen aussprechen, ob sie zu akzeptieren sind.

Landrechte setzen weiter voraus, dass die Krone detaillierte Katasterinformati-

Übersetzung: Andrea Kaminski

on darüber liefert, auf welche Parzellen Ansprüche bestehen können und auf welche nicht. Auch das ist ein Streitthema, weil in weiten Teilen des Outbacks Ureinwohner von ihrem Land vertrieben wurden und das Land an Siedler, Schürfer und Hirten gegeben wurde. Das geschah manchmal in förmlichen Übereignungsurkunden, manchmal durch Pachtverträge – und manchmal einfach so. Wie auch immer, das ländliche Australien wachte im Jahre 1994 auf und musste realisieren, dass, was man für das Eigene gehalten hatte, in Wirklichkeit möglicherweise noch der Krone gehörte und deshalb Gegenstand von Landansprüchen sein konnte. Und wenn Ansprüche gestellt wurden, verstärkte jede Verzögerung bei der Feststellung des Status nur die Spannung auf allen Seiten.

Das Landrechte-Gesetz und die begleitenden Verfahrensregeln lösten die Auseinandersetzungen nicht, sondern starteten sie erst. Zudem hatten die Streitparteien, meistens schwarze Kläger und weiße Beklagte, niemals wirklich miteinander gesprochen – und schon gar nicht als gleichberechtigte Partner im Verfahren.

Auf diesem Hintergrund und trotz fast 16 Jahren Mediationserfahrung kam ich schnell zu der Erkenntnis, dass Mediation von Landrechten nicht dasselbe ist wie „Mediation“. Ich hatte ein Modell von Mediation studiert, das aus einer kurzen Prae-Mediationsphase, einer Eröffnungsphase mit allen Parteien, getrennten Einzelbesprechungen und dann gemeinsamen Verhandlungen – wenn nötig unterbrochen von weiteren Einzelsitzungen – und schließlich einer Vereinbarung besteht. Die gemeinsame Grunderfahrung ist, dass die meisten Streitigkeiten innerhalb eines Tages zum Ergebnis gebracht werden können, manchmal allenfalls ein bisschen mehr Zeit brauchen, und das hatte sich in meinen Mediationen von Handels- und Wirtschaftsstreitigkeiten bestätigt.

Als ich mich auf die Mediation in Landrechtverfahren einließ, musste ich als erstes Geduld lernen – und wie wichtig die Prae-Mediationsphase ist. In manchen Fällen konnte diese bis zu 18 Monaten dauern. Eineinhalb Jahre, bevor

die Parteien überhaupt zusammenkommen! Wenn eine Landforderung 20 oder 200 Gegner anzieht (Menschen, die von dieser Forderung betroffen sind), dann kann man nicht voraussetzen, dass sie alle verstehen, worum es geht, und es ist deshalb von größter Bedeutung, sie oder ihre Prozessvertreter alle so bald wie möglich zu treffen. Hinzu kommen die Entfernungen, die ich zu diesem Zweck zurücklegen musste, und dann werden Sie verstehen, dass ich einmal einem europäischen Publikum berichtet habe, ich reise, um zur Arbeit zu gehen, von Moskau nach Madrid, und dort angekommen noch vier Stunden über unbefestigte Straßen weiter.

Prae-Mediation ist in Wirklichkeit Erziehung. Der Sinn liegt darin, den Beteiligten das Gesetz zu erklären sowie die Rolle des Tribunals und dessen Mitglieder. Diese Phase soll auch sicherstellen, dass die Parteien verstehen, was von ihnen und ihren Repräsentanten erwartet wird, und welche Ergebnisse möglich sind. Ich fand mich häufiger in der Position, Parteien erklären zu müssen, dass ihr Haus und Garten ihnen sicher seien, da viele Fehlinformationen verbreitet wurden, die zu unnötiger Angst und Ärger führten. Ich habe förmliche und weniger förmliche Vorträge vor Gruppen aller Arten gehalten, oft gefolgt von Fragerunden.

Die Gefahr einer langen und wiederholten Prae-Mediationsphase ist für den Mediator, dass man anfängt, wie ein Freund oder Berater wahrgenommen zu werden. Dieses Risiko besteht zwar in allen Arten von Mediation, aber größer, wenn man Menschen über eine längere Zeit in langen Sitzungen in entlegenen Gebieten sieht, wo man sich auch nach der Arbeit nicht aus dem Weg gehen kann. Ich habe gelernt, mich in Acht zu nehmen, persönlichen Beziehungen aus dem Weg zu gehen und Einladungen höflich zurückzuweisen, soweit sie nicht förmlicher, von der Gruppe oder ihren Repräsentanten organisierter Natur waren. So konnte ich meine Unparteilichkeit erhalten und eine wichtige Rolle für ein Mitglied des Tribunals: Die Rolle des Erziehers. Um die Gleichbehandlung der Parteien sicherzustellen, habe ich in Gesprächen oft darauf hingewiesen, dass ich mit den anderen

Parteien aus demselben Grund ebenso verfare.

Am Ende habe ich diese Haltung als das „Verfahren des leeren Stuhls“ definiert: Ich habe mich immer so verhalten, als ob die leeren Stühle im Raum von all den anderen besetzt seien, die von dem Anspruch berührt wurden und deren Bedürfnisse und Interessen stets mit im Spiel waren. Der Gedanke an den „leeren Stuhl“ half mir, nichts zu sagen, was ich nicht auch in Gegenwart der anderen Parteien gesagt hätte.

Ich begann auch zu überlegen, welche anderen Fähigkeiten oder Vorgehensweisen ich in diesem kulturübergreifenden Setting als Mediatorin nützlich fand, und kam zu folgender Erkenntnis: Wichtig sind

1. Die Fähigkeit, den Prozess anzupassen an alle Arten von Parteien und jede Anzahl an Personen, statt einfach eine „Standard“-Mediation zu machen. Nur zu oft möchte man als Mediator eine Art kulturelle Ordnung durchsetzen und die Parteien an den Mediationsprozess anpassen, statt den Prozess an die Parteien.

2. Die Bereitschaft des Mediators, so zu verhandeln und die Mediation mit den Parteien zu gestalten, dass Kernprobleme eines öffentlichen Prozesses gemangelt werden, nämlich

- a. Soll jeder reden dürfen, oder wollen die Parteien jeweils einen oder zwei Sprecher wählen?

- b. Was tun, wenn eine Seite allen das Rederecht einräumen will, während die andere einen Sprecher bestimmt?

- c. Welchen Einfluss hat Vertraulichkeit auf die Mediation? Darf zum Beispiel eine Partei ihre Wähler oder die Medien informieren? Sollte am Ende jeder Sitzung vereinbart werden, dass alle Parteien sich einigen, was nach außen gesagt wird, oder vielleicht auch nur die anderen informiert, was sie nach außen sagen wird, zu wem, worüber und warum? Überraschungen zu reduzieren ist hier sehr hilfreich ...

- d. Was ist, wenn die Natur und Breite der Interessen, die durch die Mediation

on betroffen sind, dergestalt sind, dass man einen Weg finden muss, diejenigen zu informieren, die nicht mit am Verhandlungstisch sitzen? In solchen Fällen machen Mediatoren häufig eine Mini-Mediation zwischen den Parteien, um eine möglichst große Abdeckung zu erreichen.

Diese Situationen sind das Gegenteil von dem, was in der Mediation Standard ist, wo nämlich Vertraulichkeit das Ziel ist und gerade nicht eine angemessene Information der Öffentlichkeit. In Landrechtverfahren repräsentieren die am Tisch Sitzenden oft eine größere Gruppe und müssen einen Weg finden, um diese über den Fortgang der Mediation zu unterrichten.

3. In Landrechtverfahren ist es auch unerlässlich, längere Pausen in den Entscheidungsfindungsprozess einzubauen, damit die Parteien Mitglieder ihrer Gruppe informieren und einbeziehen können, die zu viele oder zu weit im Land verstreut sind, um einige oder alle Gruppentreffen zu besuchen. Es liegt im Interesse einer nachhaltigen Einigung, dass man diesem vitalen Beratungsprozess Raum gibt, und es ist Aufgabe des Mediators, Ungeduld der anderen Beteiligten zu zügeln, deren Entscheidungsfindungsprozesse oft erheblich weniger basisdemokratisch und einbindend ablaufen. Das baut nicht nur kulturübergreifende Effektivität auf, sondern erlaubt auch einer Partei wie einer Minengesellschaft, mit ihren Haus-Anwälten Rücksprache zu halten oder dem Aufsichtsrat zu berichten. Solche Vorteile für eine Seite entpuppen sich oft als Vorteile auch für die andere und führen selten zu Benachteiligungen. Ich habe gelernt, folgende Doppelfrage zu stellen, immer wenn zu entscheiden war, was als nächstes passieren sollte: Wer profitiert, wenn es auf diese Weise gemacht wird, und wer leidet darunter?

4. Mediatoren müssen sich ihrer eigenen Glaubenssätze bewusst sein, und diese Glaubenssätze müssen bewusst akzeptiert und kritisch hinterfragt werden. Meine sind hier aufgelistet:

a. Vorrangige Aufgabe des Mediators ist es, Beziehungen aufzubauen. In der Sorte Mediation, die sich mit Landansprüchen befasst, arbeitet man, um Be-

ziehungen zu produzieren, um Brücken gemeinsamer Betroffenheit zwischen Menschen aufzubauen, die nur selten eine gleichrangige Beziehung haben und die gesellschaftlichen Kräften ausgesetzt waren, denen daran lag, sie getrennt voneinander zu halten, unabhängig von gemeinsamen Interessen.

b. Menschen kennen ihre eigenen Geschichten besser, als es jeder Anwalt, Führer, Jurist jemals wird, und sie sind am besten gerüstet, diese Geschichten zu berichten, wenn die Atmosphäre in der Mediation verschiedene Stile und Wege sie zu erzählen und auszudrücken zulässt. Wenn dafür Gesang notwendig ist, mögen sie singen!

c. Regionale Kenntnis ist immer gleichwertig mit technischem Know-How und manchmal sogar überlegen. Ein Zusammentreffen beider wird die Entwicklung von Optionen befruchten, wo die Anwendung von technischen Kenntnissen allein das nicht schafft.

d. Die Risikowahrnehmung der Menschen steht oft in umgekehrtem Verhältnis zum tatsächlichen Risiko. Wenn wir uns nicht mit Risiko und Angst auseinandersetzen, bleiben sie ein Hindernis für gute Ergebnisse. Wenn der Mediator darauf fokussiert ist, „rational“ zu sein und hauptsächlich mit wissenschaftlichen/juristischen/technischen Fakten umgeht, statt mit der Empörung der Gemeinschaft, sind Einigungen unwahrscheinlich. Aus diesem Grund benötigen Mediatoren in Landrechtverfahren Techniken, um mit einer Flut von Emotionen und Subjektivität umzugehen, so dass Ängste ausgeräumt und dauerhafte Einigungen erreicht werden können.

Weil es so schwierig sein kann, eine so große Zahl von Personen gleichzeitig an einen Tisch zu bringen (und da das Gesetz sogenannte Plenarsitzungen nicht länger vorschreibt) passiert vieles an „Seitentischen“, also in Meetings, in denen sich Parteien zu bestimmten einzelnen Themen zusammensetzen und Optionen oder Lösungen finden, die ein Mitglied dann allen anderen mitzuteilen hat, damit diese anderen spüren, dass es Fortschritte gibt, und ihre Kommentare und Ideen mit einbringen können.

Wenn man Landansprüche der Ureinwohner mediiert, ist ein kritischer Punkt der Aufbau von Kompetenzen – etwas, was in anderen Mediationen gern übersehen wird. Es gibt Schlüsselmomente, wo die Mediation zu scheitern droht, wenn den Parteien bestimmte Kenntnisse oder Fähigkeiten fehlen. Da diese Landansprüche für alle Beteiligten ein neues Gebiet darstellten, habe ich öfters das Risiko übernommen, mit den Parteien zu arbeiten, um zumindest diese Wissenslücken zu lokalisieren und mit ihnen zu besprechen, wie und wo sie entsprechende Kenntnisse aufbauen oder Informationen bekommen könnten.

Ich bin sicher, meine Mediatorenkollegen machen sich Sorgen darüber, ob, was ich hier schildere, nicht meine Neutralität als Mediatorin bedroht. Aber ich bin inzwischen überzeugt, dass wir als menschliche Wesen nur nach Unparteilichkeit streben können und keinen Moment an den Mythos unserer eigenen Objektivität glauben sollten. Ich würde es bei weitem vorziehen, leidenschaftliches Engagement in den Prozess der Versöhnung und des Ausgleichs zwischen Bürgern durch Verhandlung und Austausch einzubringen, statt kühl daneben zu stehen, während die Details abgewickelt werden. Landansprüche – und so manches Andere, das wir mediierten – geht weit über das Schließen von Deals hinaus. Es ist Aufbau einer Nation, es ist Reparation, und es ist gerichtet auf den Aufbau einer Zukunft, in der die Parteien gemeinsam eine neue Welt und einen Weg dorthin entwerfen.

Die Autorin:



Joanna Kalowski ist Mediatorin und lebt in Sydney, Australien. Sie arbeitet auch als Trainerin und Supervisorin in der australischen Familiengerichtsbarkeit.

jok@pacific.net.au